

# THEOLOGISCHE REVUE

122. Jahrgang

– April 2026 –

---

**Arnold, Florian/Feige, Daniel Martin (Hg.): Gadammers Erbe und die Zukunft der Hermeneutik.** Tübingen: Mohr Siebeck 2025. 282 S. (Reality and Hermeneutics 10), geb. € 99,00 ISBN 978-3-16-161258-9

„Das Klassische bezeichnet nicht eine Qualität, die bestimmten geschichtlichen Erscheinungen zuzusprechen ist, sondern eine ausgezeichnete Weise des Geschichtlichseins selbst, den geschichtlichen Vorzug der Bewahrung, die – in immer erneuter Bewährung – ein Wahres sein läßt.“<sup>1</sup> Indem Hans-Georg Gadamer das Klassische auf diese Weise bestimmt, legt er zugleich den Schlüssel zu *Wahrheit und Methode* (WM) vor – jenem Werk, das ihm selbst den Rang eines Klassikers der Hermeneutik gesichert hat. Sein emphatischer Wahrheitsbegriff bezieht sich nämlich nicht auf eine nicht-relationale Eigenschaft, sondern auf den Zusammenhang, der sich beim Umgang mit Traditionsbeständen stets neu aus wirkungsgeschichtlichem Vorverständnis und der Sinnerwartung des Interpreten ergibt, deren dialogisch zu gewinnende Geltung die Sprache trägt.

Dieses geschichtsreflexive Spannungsverhältnis zwischen Erbe und Zukunft wird von *Daniel M. Feige* und *Martin Grassmann* in ihren einleitenden Beiträgen entfaltet. Darauf bauen drei Sektionen auf, die parallel zu den drei Teilen von WM gegliedert sind: „Ästhetik“ (*Georgia Warnke, Elena Romagnoli, Georg W. Bertram*), „Geschichte“ (*Kristin Gjesdal, Cornelia Richter, Florian Arnold, Pirmin Stekeler-Weithofer*) und „Sprache“ (*Taylor Carman, Anton Friedrich Koch, Jean Grondin*). Eine umfassende Würdigung aller Beiträge ist hier nicht möglich. Im Folgenden wird nur eine Auswahl besprochen.

Überzeugend zeigt Feige, dass Gadammers hermeneutisches Projekt über die von Dilthey geprägte Dichotomie von Geistes- und Naturwissenschaften und die häufig unterstellte Überlegenheit der letzteren hinausreicht. Gegen reduktiven Naturalismus und genealogische Kritik legt er dar, dass Gadammers Universalitätsanspruch der Hermeneutik keinen Rückschritt hinter die Aufklärung bedeutet, sondern eine „Aufklärung der Aufklärung“ (24), insofern er die Vorstruktur des Verstehens als Inbegriff des menschlichen Standpunkts ins Zentrum rückt – eine Voraussetzung, ohne die weder Naturalismus noch Genealogie auskommen.

Zu einer anderen Einschätzung kommt Grassmann. Nach einer Rekonstruktion zweier grundlegender Filiationen der Hermeneutik in den 1970er und 1980er Jahren – Ästhetisierung und Politisierung der Lebenswelt – wendet er sich dem (proto)digitalen Wandel seit dem Erscheinen von WM zu. Angesichts der heutigen Radikalisierung dieses Wandels bis hin zur generativen KI erscheint

---

<sup>1</sup> Hans-Georg GADAMER: Das Beispiel des Klassischen. In: DERS.: *Gesammelte Werke* [= GW]. Tübingen 1985–1995. Bd. 1: *Hermeneutik I: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen 1990, 290–295, hier 292.

ihm Gadamer's Projekt zwar geistesgeschichtlich bedeutsam, aber in seiner Zukunftsorientierung begrenzt.

Aus der Sektion zur „Ästhetik“ sei exemplarisch der Beitrag von Bertram hervorgehoben. Dass Gadamer seine Hermeneutik mit einer „Freilegung der Wahrheitsfrage an der Erfahrung der Kunst“ eröffnet, führt zu erhellenden Einsichten – etwa zur Ontologie des Spiels (Warnke) –, bringt aber auch Schwierigkeiten mit sich, wie etwa in der Bestimmung des Verhältnisses von Fundamentalontologie und Ästhetik. Gegen die romantische Subjektivierung des ästhetischen Bewusstseins betont Gadamer die Vorrangstellung des ästhetischen Gegenstands, der Veränderungen im Subjekt anstößt. Das Ästhetische ist für ihn nicht auf Kunstwerke beschränkt, sondern ein universaler, transformativer Prozess (Romagnoli), in dem Verstehen überhaupt seinen Grund hat. So entsteht – wie auch Gjesdal hervorhebt – der Eindruck, dass jedes Verstehen von einer ästhetischen Struktur getragen ist. Dadurch gerät die spezifische Herausforderung des Ästhetischen aus dem Blick, und das Subjekt des Verstehens bleibt unterbestimmt. Hier setzt Bertrams Plädoyer für eine präzisere Differenzierung an. Ästhetisches Verstehen bricht, so seine These, nicht nur mit dem alltäglichen Verstehen; Kunst suspendiert vielmehr den Alltag selbst. Sie ist folglich kein gewöhnlicher Gegenstand des Verstehens, sondern kommuniziert – mit Adorno – „durch Nicht Kommunikation“ (102). In dieser an Georg Wilhelm Friedrich Hegels Konzept der Selbstbewegung erinnernden Dialektik von Subjekt und Objekt gewinnt das Ästhetische seine Eigenart zurück: als Irritationsmoment, das die Selbstorientierung des Subjekts verunsichert und zu einer Neuverhandlung seines grundlegenden Selbst- und Weltverhältnisses anregt.

Für Theolog:innen mit historisch-hermeneutischer Verpflichtung zur Offenbarungsgestützten Geltung bietet Richters Text in der Sektion „Geschichte“ besonderen Reiz. Er skizziert neuere Diskussionen zu Gadamer's Sprachontologie im Verhältnis zu Augustinus' Lehre vom „verbum interius“, geht jedoch auf kritische Fragen kaum ein. Im Folgenden soll ein zentraler Aspekt hervorgehoben werden: Zwar lassen sich formale Parallelen zwischen der augustini'schen Lehre vom „inneren Wort“ und Gadamer's „spekulativer Struktur der Sprache“ (GW 1, 460) erkennen, doch zeigt eine genauere Analyse, dass Gadamer die Verbum-Theologie des Augustinus im Wesentlichen missverständlich rezipiert. Gadamer erkennt zutreffend, dass das verbum bei Augustinus nicht als sermo zu verstehen ist, also „weder prolativum noch cogitativum in similitudine soni“ (GW 1, 424). Allerdings differenziert er in seiner Wiedergabe nicht hinreichend zwischen Trinitäts- und Inkarnationslehre und konstruiert daraus eine genuin nicht-augustinische Analogie: So geheimnisvoll wie die Hervorbringung des Gottsohnes durch den Gottvater im innertrinitarischen Leben (generatio) erscheint auch der intramentale Hervorgang (emanatio intellectualis), durch den die gesprochene Sprache aus einem vorschematischen, jenseits aller objektivierenden Wortgestalten liegenden, diese aber ermöglichenden „inneren Wort“ hervorgeht. Dieses innere Wort sei – so Gadamer – kein ὄνομα, sondern λόγος, genauer: reine „Sprachlichkeit“, die jeder Versprachlichung vorausliegt und im menschlichen „Drang zum Wort“<sup>2</sup> (ἐνέργεια) gründet, der nicht durch Reflexion hervorbringen ist. Demgegenüber wird eingewandt, dass Augustinus mit der in *De Trinitate* XV eingeführten Analogie zwischen der ewigen Zeugung des Sohnes und dem intramentalen Hervorgang des Wortes aus dem Wissen keineswegs sprachtheoretische Absichten im Sinne von *De magistro* oder *De doctrina christiana* verfolgt. Für Augustinus steht vielmehr das einmalige Inkarnationsgeschehen (doctr. chr.

---

<sup>2</sup> Vgl. DERS.: Europa und die Oikoumene. In: Hans-Helmuth GANDER (Hg.): Europa und die Philosophie. Frankfurt a. M. 1993, 72–74.

I,13,12,26) und nicht die ewige Zeugung des Sohnes als Chiffre jeder menschlichen Versprachlichung im Mittelpunkt. Die Sprache besitzt für ihn lediglich einen Hinweis- und Zeichencharakter, was auf seine – trotz aller Aufwertung der Fleischwerdung – fortbestehende Sprachskepsis zurückzuführen ist. Aus diesem Grund wird in *De magistro* jedes gelungene Verstehen letztlich auf einen besonderen, okkasionellen göttlichen Einfluss zurückgeführt (mag. 12,40). Meiner Ansicht nach ist all dies Gadamer's Auffassung nicht nur fremd, sondern steht – trotz seiner später betonten Nähe zu Augustin – im klaren Gegensatz zu seiner Intention.

Der Beitrag von Grondin in der Sektion „Sprache“ beschließt den Bd. und eröffnet zugleich eine weiterführende, perspektivisch bedeutsame Linie der Reflexion. Anknüpfend an die bekannte These aus dem dritten Teil von WM hebt Grondin den von Gadamer stets mitbedachten, jedoch nur zögerlich formulierten Primat des Seins vor der Sprache hervor: „Sein, das verstanden werden kann, ist Sprache“ (GW 1, 478). Wird jedoch – wie postmoderne Interpreten fordern – der Akzent auf die Sprache gelegt, droht in einem verwässerten Hegelianismus die Sprache das Sein zu verschlingen. Erhält hingegen das Sein den Vorrang, so erscheint Sprache nicht nur als Medium des Verstehens, sondern als Ausdruck einer schon zuvor waltenden Sprache des Seins selbst – der „Sprache, die die Dinge führen“ (ebd.). Die Vibrationen der Sprache sind in diesem Sinne die Resonanzen des Seins selbst, die sich in den Dingen ablesen lassen.

In einer Zeit, die der Metaphysik zunehmend skeptisch gegenübersteht, gewinnt diese „Seins-Vergewisserung“ den Charakter eines verborgenen Vermächtnisses Gadamer's. Was Gadamer als untrennbar zusammengehörig behauptet – nämlich Sein, Sprache und Verstehen –, wird von Grondin im Sein selbst als begründet ausgewiesen. In der Unhintergebarkeit des Verstehen-Wollens der Dinge, wie sie sind, gründet jene Universalität, auf die die Hermeneutik zielt. Der Bd. bietet in dieser Hinsicht zahlreiche Anregungen zum Weiterdenken.

#### Über den Autor:

*Gianluca De Candia*, Dr., Professor für Philosophie und Dialog mit der Gegenwartskultur der Kölner Hochschule für Katholische Theologie ([gianluca.decandia@khkt.de](mailto:gianluca.decandia@khkt.de))